

Eine Reise durch das Ewegebiet landeinwärts von der Sklavenküste ¹⁾.

Von Missionar Binetsch in Keta.

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, viel über den mir wohl-bekanntem Weg von Anyako nach Ho zu schreiben. Die Not be-ginnt eigentlich jetzt bereits in Keta, insofern die Lagune wieder am Austrocknen ist. Schon ein gutes Stück mußten wir hinter Keta im Trocknen gehen. Es war am 20. Februar 1889 früh morgens, als wir Schuhe und Strümpfe auszogen, um barfuß auf dem sandigen Grunde mit den scharfen, spitzen, kleinen Muscheln zu marschieren, denn das salzige Lagunenwasser verdirbt Schuhe und Kleider. Wir hatten über 10 Minuten noch im Wasser zu waten, bis wir endlich unser Boot erreichten; dann ging es langsam vorwärts mit viel Hinder-nissen, da das Wasser eben nicht mehr tief genug war. Bei Anyako, wo der Grund schlammig ist, konnten wir uns jetzt noch hinaus-tragen lassen, nicht mehr aber auf der Rückreise; da mußten wir eben nolens volens in den blauen, übelriechenden Schlamm hinein. Bald waren unsere Träger beisammen, und um 10 Uhr vormittags konnten wir von Anyako abreisen. Die Reise ging gut von statten, da um diese Zeit der Weg sehr trocken ist. Die kleinen Dörfer fanden wir meist leer, fast wie ausgestorben; nur einige nackte Kinder verschwanden im ersten Schrecken über unsere weißen Gesichter, um bald wieder in größerer Anzahl zu erscheinen. Frugen wir einige alte Leute, die auch zu Hause blieben, wo die übrigen wären, so hieß es, sie wären alle auf die Plantagen gegangen; denn es ist die Zeit, wo die Plantagen zur Aussaat vorbereitet werden. Infolge-dessen konnten wir nun in dieser Zeit nicht viel predigen; erst in Dsirakade und abends in Akati vermochten wir einige Leute zusammenzubringen; ebenso am folgenden Tage in Wute und Gbewe und am dritten Tage nur in Dota. Von wirklichem Heils-verlangen merkt man hier nicht viel, die meisten auf dieser Strecke meinen, Gott hätte sie auf den unglücklichsten Fleck der Erde ge-

¹⁾ Vergleiche den „Jahresbericht“ der Norddeutschen Missionsgesellschaft für 1888—1889“ (Bremen 1889).
Die Redaktion.

setzt und überlasse sie ihrem traurigen Schicksal; dagegen habe er uns Europäern ein schönes und gutes Land gegeben. Ich sagte ihnen selbstverständlich, daß wir gekommen seien, um mit ihnen dieses Land und ungesunde Klima zu teilen, um sie auch so glücklich zu machen, wie wir selbst sind in unserm Glauben an den einen wahren Gott und Jesum Christum, unsern Heiland, der uns alle, auch sie erlöst habe. Aber sie fassen's nicht und meinen immer wieder: „Wir sind eben von Gott hintangesetzt, und ihr seid uns vorgezogen.“ Man trifft selten jemand auf dieser Strecke, der mit einigem Verständnis sich in ein Gespräch einläßt, selbst in Dota nicht, wo früher viel gepredigt wurde. Was nun die Klage wegen ihres Landes betrifft, so haben sie wirklich ein schlimmes Stück Erde, das sie ihr Eigentum nennen. In der trockenen Zeit haben sie kein Wasser, so daß sie 2—4 Stunden weit von Akati zu gehen haben, um Wasser zu bekommen; das arme Vieh geht infolgedessen theilweise zu Grunde. Zum Waschen des Leibes, das hier so nötig ist, haben sie kein Wasser, und ihre schwarze Hautfarbe nimmt die Färbung der roten Erde an.

Kommt aber die Regenzeit, so stehen weite Strecken auf dieser Ebene unter Wasser, und das Austrocknen dieses Wassers muß notwendigerweise Krankheiten im Gefolge haben. Das sieht man insbesondere an den leeren, in Zerfall begriffenen Hütten, daß die Zahl der Einwohner hier in den meisten Dörfern abnimmt, und zwar geht das hin bis nach Wute. Am auffälligsten war mir dies aber in Akati; denn dort ist im Laufe von 10 Jahren die Bevölkerung bis zur Hälfte herabgesunken. Das Wasser ist eben eine Lebensbedingung. Da ich aber nicht sicher war, auf welche Weise die Bevölkerung so stark im Abnehmen sei, ob durch Auswanderung oder durch Aussterben, so frug ich unsern Hausvater und erfuhr mit kurzen Worten: „Die Leute sterben.“ Ich hatte wirklich Mitleiden mit den armen Bewohnern. Leider wird dann aber doch bei den Todesfällen die Leichenfeierlichkeit nicht unterlassen und dabei viel Branntwein getrunken, was die Sterblichkeitsziffer noch um einige Prozente erhöht.

Eine kleine Geschichte kann das veranschaulichen. Ich kannte seit 10 Jahren in Akati einen jungen Schmied, groß und stark gewachsen, aber hinkend an einem Bein. Er war, wie seines Handwerks ein Grobschmied, auch selbst ein Grobian und eben deswegen wurde er mir auffällig; ich wies ihn hier und da zurecht. Seine Schmiede war früher — vor 10 Jahren — am Eingange des Dorfes; jetzt sind die Ruinen vieler zerfallenen Hütten dazwischen, und sie liegt nun ziemlich abseits vom Dorfe. Vor fünf Jahren benahm er sich in der Trunkenheit bei meiner Durchreise ziemlich frech; der goldene Boden seines Handwerks ist ihm zum Fallstrick geraten; er ward ein Trunkenbold. Als ich diesmal nach ihm frug, hieß es, er sei gestorben, und man bestätigte mir ferner, daß das Branntwein-trinken Anlaß zu seinem frühzeitigen Tode geworden sei.

Im Blick auf unsere trostlose, dünnbevölkerte Grasebene, fast bis zum Adaglu hin, ist mir immer wieder der Wunsch erwacht: „Ach, daß doch die See bis an den Adaglu reichen möchte, wie viel leichter würde uns dann die Arbeit unter dem Ewevolke werden!“ Die meisten Dörfer bis Waya hin und letzteres selbst sind zurückgegangen. An der Küste ist das Evangelium bekannt; aber die Leute sind abgestumpft und haben zu viel unter dem Einfluß des eingeführten Branntweins von Europa her gelitten und leiden noch darunter. Der Schwerpunkt unserer Mission liegt von Ho aus in den Gebirgsregionen; da ist ackerbautreibende Bevölkerung, welche an die Scholle gebunden ist und durch den verderblichen Einfluß des Spirituosenimportes nicht so schwer geschädigt wird.

Von Waya muß ich noch einiges sagen. Die Christen haben uns mit aller Freude aufgenommen. Aber welch ein betrübendes Bild bietet doch die alte Station dar! Das zum großen Teil abgebrochene Haus gleicht einer Ruine. Es freute mich, zu sehen, daß die Gemeinde den Gottesdienst nicht ausfallen läßt, seitdem sie keinen Lehrer mehr haben, und daß einige frühere Seminaristen sich in das Halten desselben teilen. Am andern Morgen brachen wir frühe auf und kamen schon um 2 Uhr am Nachmittage in Ho an, wo wir nur die beiden Brüder Steck und Däuble wohl antrafen. Wir blieben über den Sonntag hier bis zum Dienstag Morgen und freuten uns an der schönen Anlage der Station, sowie an der Aussicht auf die nahen Berge.

Am Dienstag Morgen, den 26. Februar, gingen wir über Achlichia und Banyakoe nach dem Bergrücken hin und bestiegen denselben unter der tropischen Sonnenglut, so daß wir auch sagen konnten, „der Schweiß floß in Strömen“. Nach harter Arbeit, oft auf natürlich gebildeten Steintreppen erreichten wir den Höhepunkt, und vor unserm Auge tauchte schon der viel höhere schöne Tafieweberg auf. Wir hatten nur ein schmales Plateau zu passieren, und nun ging es ebenso steil wieder den Berg hinunter ins schöne fruchtbare Tafiewethal, welches im Jahre zuvor in einen blutigen Kriegsschauplatz verwandelt war. Wir passierten auch die Stelle, wo Kapitän Dalrymple fiel. Die Tafiewer haben bis jetzt nur Nothütten gebaut; denn ihre Dörfer wurden niedergebrannt. In der Königsstadt strömten über 100 Menschen zusammen, denen wir predigen konnten; viele unter denselben waren mit Pockennarben gezeichnet; denn die Pocken fanden hier einen geeigneten Boden unter den von der Kriegszeit her halb verhungerten und gehetzten Menschen. Der König ist ein unbedeutender, ziemlich junger Mann, der nur das eine Wort sagte: „Wir sind in eurer, wir sind in des Weißen Hand.“ Ich suchte ihm klar zu machen, daß wir als Boten des Friedens nicht über sie herrschen wollten; das sei die Arbeit des „Kriegs-Weißen“. Wir wollten ihnen Gottes Wort bringen, das ihnen den Weg des Friedens zeige. Die Schule hätten sie noch nicht bauen können, meinten sie, da sie zuerst für sich Wohnungen zu bauen hätten, und dann müßten sie mit aller Macht an den Plantagenbau gehen, da sie im letzten

Jahre gar nichts hätten pflanzen können während des Krieges. Das konnten wir auch verstehen. Wir gingen nach Madze, wo wir übernachteten. Der Feldherr oder General der Madzeer, ein alter und, ich glaube, fast halb kindischer Mann, zeigte uns mit großem Selbstbewußtsein ihr Haus, das sie für uns gebaut hätten, damit wir ihnen einen Lehrer gäben. Das Haus hat 4 Zimmer und geht an; aber man sieht, daß jede Stadt der Madzeer, deren es vier giebt, ein Zimmer gebaut hat. Hier ist eine ziemlich große Bevölkerung; wir konnten abends etwa 200—300 Zuhörern predigen.

Am 27. Februar gingen wir in aller Frühe über Dsolo nach Akome. In Dsolo war den Leuten sehr bange wegen der Pocken von Tafiewe her; deshalb stellten sie einen Götzen auf einer Anhöhe des Weges auf, dessen Haupt mit Vogel- und Hühnerfedern geschmückt war; in seiner hölzernen Rechten hatte er ein gezücktes hölzernes Schwert gegen Tafiewe gerichtet; sein von Erde geformter Leib war schön bemalt, wie das Fell eines Leoparden. In Akome standen wir vor einem hohen Berg, auf dessen Plateau Amedschovhe liegt. Diesen galt es zu besteigen; unsere Träger hatten sich zuvor durch gesottenen Yams gestärkt. Die Kistenträger von der Ebene aber fürchteten sich so sehr vor dem Berg, daß sie für ihre Kisten bergkundige Träger mieteten, je eine Last zu 25 Pfennig, um die Lasten wenigstens „bis auf des Berges Kopf“, wie sie sich ausdrückten, tragen zu lassen. Nachdem wir uns am kühlen Bergbächlein erfrischt hatten, begannen wir etwa um die Mittagsstunde den Aufstieg, weil wir eben nicht zu spät in Amedschovhe eintreffen wollten. Es war sehr heiß, und wir vergossen viel Schweiß, besonders solange wir die abgeholzten, sonnigen Plantagen passierten; das dauerte vielleicht eine halbe Stunde; dann begann der Hochwald, und wir waren im tiefen Schatten geborgen, unter Riesenbäumen wandelnd, die ihr Blätterdach schützend über uns ausbreiteten. Trotzdem war es eine gewaltige Arbeit, und wir mußten oft auf allen Vieren über Baumwurzeln und Steine hinaufkriechen. Aber der Schatten that uns gut, und oft fielen wir nur so hin auf die Erde, wischten uns wieder den Schweiß von der Stirn und ruhten aus. Aber je höher wir stiegen, desto kühler und frischer wurde die Luft. Bald war der Kopf des Berges erstiegen, und wir atmeten leichter auf. Aber auch von jetzt an hatten wir noch mehrere Schluchten zu passieren, wo es wieder ab- und aufzusteigen galt. Gewöhnlich floß aber auch in dieser trockenen Zeit immer in der Schlucht ein kühles Quellwasser, was uns wieder erfrischte. Etwa um 4 Uhr erreichten wir Amedschovhe, wo uns Geschwister Seeger einen freundlichen Empfang bereiteten. Nun hatten wir doch den Höhepunkt unserer Reise erreicht; es war uns ordentlich wohl und angenehm zu Mute in dieser frischen Bergluft, und die Strapazen waren leicht vergessen.

Leider hatten wir selten einen klaren Tag; die Harmattanluft beeinträchtigte die Fernsicht. Selbstverständlich bestiegen wir den Gemi, einen 3000 Fuß hohen Berg, der zur Zeit ganz kahl war,

weil man das Gras abgebrannt hatte. Auf diesem Berge entdeckten wir Überreste von Steinmauern, etwa 2 Fuß breit, mit ganz regelmäßigen rechtwinkeligen Flächen. Es haben also früher hier Menschen gelebt, die Steinmauern erbauten, und zwar muß das schon lange her sein; denn die Amedschovher haben sich erst vor etwa 200 Jahren hier angesiedelt. Wenn das Wetter klar ist, soll man vom Gemi aus eine herrliche Aussicht genießen, nach Westen hin bis zu den Okwau-Bergen; den Volta konnten wir glücklicherweise an 2 Tagen sehen, gerade bei einem Wasserfall, ebenso die Gebirgszüge, die sich den Volta entlang nach Norden zu erstrecken. Ferner sahen wir nach Norden hier im Nebeldunkel verschleiert die Sandrokosi-Berge, sowie die Höhenzüge von Avatime, die sich nach Nordosten hinziehen. Mehr nach Osten hin schaute zuweilen der hohe Aguberg als alter bekannter Freund hervor. Nach Süden hin wurde uns durch hohe, meist bewaldete Kuppen die Aussicht verdeckt; hier heißt es: „Droben im Oberland, da ist's halt schön!“

Um des hier vorkommenden Schiefers willen haben wir, Bruder Seeger und ich, einen halben Tag geopfert, um einen günstigeren Weg dahin ausfindig zu machen, was uns aber nicht gelang. Einer unserer Anglo-Träger, den wir mitnahmen, ging nur mit bis ins erste Thal; dann kehrte er wieder um, da er hier nicht gehen könne. Ein anderer blieb beim Abstieg nach Gbadzame mit seiner Kiste wie angebannt auf einem Stein sitzen, weil ihm beim Herabsteigen schwindelig wurde. Ich fürchtete, daß er erkrankt sei, und frug ihn teilnehmend nach seinem Befinden nachher in Jerusalem; da lachte er und meinte, er sei gesund; aber das seien keine Wege, wo man nur mit Lebensgefahr gehen könne. Wunderbar ist mir's gewesen, daß eine solche Tour von über 4 Stunden, bergab und bergan, keine schlimmen Folgen nach sich zog; sondern man blieb dabei frisch. Nach Wane, der Königsstadt, machte ich auch einen Abstecher, um meinen alten Freund, den König, zu sehen, der leider nicht zu Hause war, aber von der Plantage gerufen wurde. Unterdessen ging ich zum nahen Bergflüßchen, das ich vor 8 Jahren so oft überschritten und von welchem gesagt wird, daß es der Hauptarm des Todschieflusses sei, nebst dem andern, den wir in Akome sahen. Der König traf mich am Fluß, hatte eine große Freude und erinnerte sich meiner noch gut. Er hat mich dann bewirtet und in das zweite Dorf begleitet, wo er mich zu einem, im Kriege mit Tafiewe verwundeten Manne führte. Dort glaubten wir, daß mir ein Gewitter die Rückkehr unmöglich mache. Es stürmte gewaltig, regnete aber nur wenig, so daß ich bald bei völlig bedecktem Himmel den Rückweg antreten konnte; in 1 $\frac{1}{2}$ Stunde war ich oben in Amedschovhe.

Vor 8 Jahren, bei meiner Durchreise hier, habe ich sehnsüchtig nach einer hohen, mit Gras bewachsenen Bergkuppe hinaufgesehen mit dem Gedanken, daß es dort oben sicher gut zu wohnen wäre für Europäer. Ich frug, ob auch Menschen dort oben wohnten, und man bejahte meine Frage, nannte mir jedenfalls den Namen des

Berges und das Dorf, das hinter demselben liegt. Wie wunderte ich mich nun, als ich in dem Berg den Gemi erkannte, hinter welchem auf dem Plateau Amedschovhe sich ausbreitet.

Am 9. März trat ich den zweiten Teil meiner Rundreise von Ho aus an. Zunächst ging ich nach dem Christendorf Jerusalem bei Dsokpui. Da ich einmal hinreisen mußte, bot ich Bruder Seeger an, irgend welchen Dienst für ihn übernehmen zu wollen. So übertrug er mir 2 Kindertaufen und die Spendung des heiligen Abendmahles. Bei Logba hatte ich das schöne Bergbächlein Havo zu passieren, in welchem gerade die Frösche ein vielstimmiges Konzert gaben. Der Bach hat mir später, da er nahe an Jerusalem vorbeiläuft, mit seinen kühlen Wellen zu erfrischenden Bädern verholfen. In Jerusalem selbst wurde ich von Josua Böhm und den Christen mit Freuden empfangen. Abends hatte ich die Vorbereitung zum heiligen Abendmahl zu halten, wobei ich meine Rede mit dem Satze anfang: „Jerusalem ist eine Stadt, da man zusammenkommet“; denn wirklich kamen 4 Christen von Wodze her, 6 Stunden weit, um den Sonntag und das heilige Abendmahl hier zu feiern. Am Sonntag darauf hat Josua Böhm die Predigt in gut Anglo gehalten über die Tempelreinigung; nachher vollzog ich eine Taufe; das Kind, das von Wodze hätte kommen sollen, erschien nicht, und ich habe es tags darauf an letzterem Orte getauft. Am Sonntag Nachmittag hielt ich das Abendmahl mit 25 Kommunikanten. Es ist doch auch in Jerusalem seit 8 Jahren vorwärtsgegangen. Am Abend gingen wir noch nach Dsokpui, wo wir leider nicht viel Leute zur Predigt hatten. Der König und einige Älteste waren aber doch anwesend. Da predigte zuerst unser treuer Paulo Tumitse, feurig und ernst; dann sein Bruder Jakobo, Josua Böhm und endlich auch ich. Wie mir scheint, sind die Dsokpuier hart und halten zäh am Wandel nach väterlicher Weise. Als wir nach Jerusalem kamen, erhielt ich die Nachricht von Amedschovhe, daß Bruder Knüsli die Reise nach Paki nicht mit mir machen könne, da ihn anhaltendes starkes Kopfweh davon abhalte, was er selbst und auch ich sehr bedauerte. Als ich aber andern Tags in dieser großen Hitze zu reisen hatte und matt und fieberisch in Wodze ankam, war ich froh, daß Bruder Knüsli in der frischen Bergesluft zurückgeblieben war.

Ehe ich aber von dem muntern, gemüthlichen Völklein der Avatimeer scheidet, möchte ich noch einiges über dasselbe mittheilen. Die Amedschovheer haben sich's zur großen Ehre angerechnet, daß die Weißen bei ihnen sich niederlassen wollen. Am Morgen nach dem Landkauf haben sie schon in aller Frühe einen Umzug veranstaltet, wobei die Jungfrauen wirklich schön gesungen haben. Sie gaben vor, daß vor einiger Zeit eine Frau, gebürtig von Amedschovhe, aus der Sklaverei von Akra her zurückgekehrt sei, und deshalb die Feier. Auf dem Marktplatz haben sie gesungen und getanzt. Bruder Seeger ließ sich einen Gesang übersetzen; er lautete: „Wenn einer keinen Vater und keine Mutter, keinen Onkel und keine Tante mehr hat, — dann muß er alt sein.“ Auch ich ließ mir einen Gesang übersetzen,

als ich vorüberging; sein Wortlaut war: „Wenn eine Jungfrau in Eisen oder im Gefängnis liegt und muß heiraten, das ist ganz und gar nicht gut.“ Vielleicht war dies eine Anspielung auf die aus der Sklaverei zurückgekehrte Frau. Der Tanz wird dort nicht mit solchem Kraftaufwand ausgeführt, wie hier an der Küste; einfach, weil es dort sehr harten, steinigen Boden giebt und hier nur Sand. Neu war mir, daß erwachsene Jungfrauen zum Tanz nach der Trommel sich noch Mädchen von 10—14 Jahren auf die Schulter setzen ließen, welche sitzend die Taktbewegungen mitmachten. Die Avatimeer sind wirklich nette, bewegliche Leute, die sich leicht an- und erschließen, wenn man ihr Zutrauen gewonnen hat.

In aller Morgenfrühe des 11. März schied ich von Jerusalem, um in einigen Dörfern zu predigen. In Chave, wo wir etwa um 11 Uhr ankamen, strömte eine schöne Anzahl Leute zusammen. Um die Mittagsstunde etwa schon kamen wir unter großer Hitze nach Wodze, wo sich unsere wenigen Christen mit dem Evangelisten Filipo vor der Stadt angesiedelt haben, auf einer niederen, doch luftigen Anhöhe. Mich haben schon die provisorischen, aber geräumigen Wohnungen angeheimelt, in welchen ich mir's bequem machen konnte. Filipo war auf die Jagd gegangen und kam bald mit einem großen Nukpui — etwa 10—12 Pfund schwer — zurück. Dieses Tier kommt hier häufig vor, ist ein Grasfresser und steht etwa dem Hasen oder Kaninchen am nächsten, hat aber viel kürzere Beine. Filipo, unser Evangelist, ist, wie es scheint, ein guter Schütze, wie ich ihn auch für einen guten Christen halte. Wir gingen zur Predigt in die Stadt, wo ich die Königsfrau wieder erkannte, die mir vor 8 Jahren wegen eines Strings Tabak die halbe Nachtruhe verdarb. Der Tabak sollte ihr von meinen Trägern gestohlen worden sein, und nun legte sie los; ich wußte erst lange nicht, warum, bis ich's endlich erfuhr und sie beruhigte, daß ihr der Tabak zehnfältig wiedererstattet werde. Auch sie erkannte mich wieder durch die Erwähnung dieser kleinen Tabaksgeschichte. Wir gingen zum Predigtplatz, aber kein Mensch erschien. Wir gingen darauf nach Hause und kamen gerade an der Wohnung des Fetischpriesters vorbei, wo derselbe mit andern eine Akaziege verzehrte. Was ist Aka? Es ist das hier gebräuchliche sogenannte Gottesurteil in schwierigen Fällen des Diebstahles oder Mordes. Ich habe leider noch keinem solchen Negergericht beigewohnt; das geschieht hinter unserm Rücken. Das Aka wird verschiedenartig ausgeübt. Bei der einen Art haben die Verdächtigen sich eine Schlinge um den Hals zu werfen, und der, welcher darunter hängen bleibt, ist schuldig. Natürlich sucht derjenige, welcher die Schlinge hält und Akato heißt, den richtigen Thäter festzuhalten, und wehrt sich dieser, so trägt er Wunden davon, wie es in letzter Zeit hier in Keta geschehen sein soll. Ein anderes Aka ist, daß man den Verdächtigen die Augen mit Giftwasser wäscht; eine dritte Art von Aka ist der Trunk von einer abgesottene giftigen Wurzel, die, wenn's zum Erbrechen kommt, die Unschuld des Betreffenden anzeigt. Ein viertes Aka soll sein, daß man aus

siedendem Öl einen Gegenstand herauszuholen hat. Das Verbrennen trifft nur den Schuldigen.

Nun der Fetischpriester in Wodze hatte sich an jenem Tage eine Ziege durch diese Arbeit verdient. Wir redeten mit ihm über diese Dinge und über seinen Fetischdienst. Er war sehr bissig in seinen Reden. Ich freute mich über Filipo, wie er so schlagend und doch so ruhig mit dem Menschen reden konnte. Nachher sagte mir aber Filipo, daß der Fetischpriester 5—6 Wochen bei ihm in den Taufunterricht gegangen sei; dann, als einige Wodzeer getauft wurden, sei der Fetischpriester einfach weggeblieben, und seither kehre sich die ganze Bevölkerung Wodzes von den Christen ab. Der Priester stecke jedenfalls hinter der Sache, und ich glaube auch, daß das richtig ist. Als wir zurückkamen, standen 2 Christen von Nyangbo vor uns, Lukas und Hiob, die ich auf der Durchreise hatte besuchen wollen; aber sie waren nicht zu Hause, sondern im Felde gewesen. Nun liefen sie mir noch einige Stunden weit nach. Am andern Morgen ging es früh über Kpewe nach Ddome, an welchem letzterem Orte ich predigen konnte; ich fand, daß die Leute dort mit dem Christentum bekannt sind, sowohl von Peki her, als auch von näher gelegenen Außenstationen der Baseler Mission im Tschigebiet, wie Balime und Zatoe. Im ersten Dsibu-Dorfe hörte ich von ferne schon die bekannten Klagetöne, wie sie bei einem Todesfall laut werden. Kaum war ich am Dorfe angekommen, als ich mich von Schulkindern umringt sah und durch den Lehrer Johannes Akama von Blengo begrüßt wurde. Eine große Menschenmenge war da, die Gemeinde von Blengo, der Katechist Mallet, der Evangelist William Akude, ein Lehrer und die Schüler. Es war leider eine traurige Veranstaltung, die sie herführte. Ein junger Mann, Taufbewerber von Dsibu, der noch 2 Tage zuvor am Sonntag die 3 Stunden Wegs nach Blengo (Peki) zurücklegte, um dem Gottesdienste dort beizuwohnen und Unterricht zu haben, ging am Montag zur Plantagenarbeit. Er wollte einen Baum fällen; ehe derselbe aber fiel, brach ein Ast ab und schlug den Mann auf der Stelle tot. Die Angehörigen des Verstorbenen sandten sofort nach Peki und meldeten der Christengemeinde, daß sie den Leichnam ihr überließen. Als bald ließ die Gemeinde aus ihren Mitteln einen schönen Odumsarg machen und kam andern Tags mit demselben in feierlichem Zuge, um den Taufkandidaten zu bestatten. Einige hundert Schritte vom Dorfe entfernt gruben sie das Grab, als ich vorbeiging.

Glücklich kam ich noch vor dem Ausbruche eines Gewitters in Blengo an. Aber seitdem ich Amedschovhe verlassen und auf die heiße Ebene kam, war ich nicht mehr wohl. Nur durch tägliche Chinindosen konnte ich mich gegen den Ausbruch des Fiebers wehren. Es mag dies auch die Folge der Reisanstrengungen gewesen sein; denn die Hitze im Monat März ohne Abkühlung durch erfrischenden Regen ist furchtbar; selbst die Schwarzen sagten: „Die heiße Zeit tötet die Menschen“, und einer meiner Träger machte mich darauf aufmerksam, daß ich seit der Abreise von Anyako viel leichter ge-

worden sei. Letzteres hätte ich nun mit Freuden begrüßt, wenn ich nur wohl dabei gewesen wäre. In Blengo hatte ich eine sehr schlechte, fast schlaflose Nacht. Dank des guten Chinins, dieser Gottesgabe hier, kam ich immer weiter; aber in Blengo fühlte ich, daß jetzt ein Zurückziehen für mich angezeigt sei; denn schon in aller Frühe kamen nach jener schlechten Nacht die Christen zu mir, um mich zu begrüßen, als ich noch im Bette lag. Nun nahm ich meine Zuflucht nach Anum, woselbst ich am 13. März eintraf und mit viel Liebe von den Brüdern Johannes Müller, Lieb und Clerk aufgenommen wurde. Die Christen in Avetile und Dzake wunderten sich zwar sehr und waren sogar zornig auf mich, wie man mir sagte, daß ich nur durchgereist und in der Hängematte geblieben sei, ohne sie zu grüßen, bis ich ihnen nachher die Sache aufklärte. Anum wird nun bald wieder eine schöne Station sein mit einem europäischen Wohnhaus für 2 Familien. Hier auf dem Hügel, wo die Station steht, ist es wirklich schön; man hat den Ausblick auf die Berge, den Volta entlang, bei klarem Wetter noch weiter auf die Berge im Westen und dann die herrliche Aussicht auf den majestätischen Voltafluß, der nur 1—1½ Stunde entfernt ist. In zwei Tagen hatte ich mich in Anum wieder gut erholt und konnte mit dankbarem Herzen von den Brüdern scheiden.

In Dzake hat Albert Binder sich ein nettes Häuschen erbaut, so daß es einem dort schon ein wenig europäisch zu Mute wird. Die Gemeinde hat sich vor der Stadt bei des Gehilfen Haus und der geräumigen, einfachen Kapelle angesiedelt und sich seit 4 Jahren sehr vermehrt. Leider sind einige ältere Glieder darunter, die viel Schwierigkeiten machen und wohl mit der Zeit vom Ort ausgewiesen werden müssen. Trotzdem habe ich abends mit Freudigkeit der dichtgedrängten Versammlung Andacht gehalten. Einen widrigen Kontrast bildete allerdings während derselben die schreiende Menge der Heiden, die an unserer Kapelle vorbei lärmend nach Hause gingen. Der Fetisch von Dzake hatte am selbigen Tage sein Jahresfest und Kwadzo De, der König von Blengo, kam mit seinem heidnischen Anhang, um, wie sie sagen, „Leben von dem Götzen zu empfangen“. Ich selbst ging hin und sah mir die Sache an, wollte auch zugleich Keteku Kwami, den Tente-Priester, sehen. Der Priester von Dzake, angethan mit einer blauen Kutte und einen Cylinder auf dem Kopfe, saß vor seinem Fetisch, der in einem umzäunten Garten lag. Es war ein Stein, eisenhaltig, vollbeschiert von Opferblut, und neben demselben lagen die Opfer des Tages, bestehend in Eiern und Kauries. Mehrere Trommler bearbeiteten mit großer Beharrlichkeit ihr Instrument, und betrunkene Männer und Frauen tanzten ringsherum. Man mußte einen tiefen Eindruck von der Nichtigkeit ihrer Sache bekommen. Nun machte ich noch einen kurzen Besuch beim Tente-Priester. Derselbe war in Trauer und hatte deswegen ein möglichst schmutziges Landeskleid um sich geschlagen und huschte hinter mir pfeilschnell auf seinen erhöhten Thronessel. Im Hofe hatte er seine großen, teuren Baldachinschirme

ausgestellt. In Keteku hatte ich einen großartigen Betrüger vor mir; aber weil er in Trauer war, grüßte ich ihn kurz, ohne viel mit ihm zu reden. Merkwürdig ist es, daß ihm der Sohn, welcher im Betrüge seine rechte Hand war, gestorben ist. Die Christen behaupten, daß dieser Sohn den Geist des Tente gespielt habe, der in mond hellen Nächten von seinem Vater citiert wurde und in ein weißes Kleid eingehüllt erschien. Ob es dem alten Sünder zu denken geben mag?

Am 16. März verließ ich Dzake und ging nach Blengo. Mein erster Besuch galt dem Könige, welchen ich mahnte, seine Schuld zu bezahlen. Er that schrecklich, wie er sich schäme, noch nicht bezahlt zu haben, aber es sei ihm bis jetzt völlig unmöglich gewesen. Ich sagte ihm, daß wir den Pekikönig in Peki nicht verklagen könnten, und wir hofften, daß er unsere Geduld nicht mehr allzu lange in Anspruch nähme. Abends sandte er einen mageren Schafbock und einige Stücke Yams zum Geschenk, obschon ich ihm keins gab. Sonntag Nachmittag, den 17. März, machte ich mich auf den Weg, um über den Pekiberg nach Awudome-Tsito zu gelangen. Es war abermals eine tüchtige Anstrengung den Berg hinan; um 5 Uhr war ich dort. Schnell verbreitete sich die Kunde von meiner Ankunft, und sofort erschienen die Gemeindeglieder, um mich zu begrüßen. Lehrer Josef Tenkoran und sein Weib haben sich hier ein nettes Heim bereitet; es ist alles so sauber und in Ordnung bei ihnen, daß es einem heimlich wird. Dazu hat allerdings die kleine Gemeinde viel beigetragen, indem sie das schöne und geräumige Haus ihrem Lehrer baute. Die Gemeinde, die erst 29 Glieder zählt, hat mir den lieblichsten Eindruck gemacht. Die Frauen waren alle so nett und anständig gekleidet; sie haben noch alle lesen gelernt, obschon einige ältere darunter sind. Im Innern hat das Wort des Lebens schon da und dort tiefe Wurzel geschlagen, und es war für mich eine Erquickung, dies beobachten zu können. Schnell reiste ich nun Ho zu, habe aber in Sokode noch vor zahlreichen Zuhörern gepredigt, unter denen ein Fetischpriester Klu sehr verständige Antworten gab. Hier und an andern Orten hieß es: „Gebt uns Lehrer, die bei uns bleiben; dann können wir lernen und Christen werden.“

Nach Ho zurückgekehrt, bin ich gleich andern Tages, am 19. März, nach Kpengoe mit Bruder Köhlers Pferd geritten und habe einen Besuch dort gemacht. Wie ganz anders ist's aber jetzt dort. Ich wollte zuerst nach Noahs, eines vortrefflichen, jüngst verstorbenen Christen Behausung, aber ich fand es nicht mehr; alles war verändert, bis mir ein Mann aus meiner Not half und mich nach dem einige Minuten von der eigentlichen Stadt entfernten Christendörflein brachte. Lehrer John Te und seine Frau nahmen mich freundlich auf; die meisten der Christen waren auf dem Felde. Nach Akovie kam ich nicht; denn es war ein sehr heißer Tag; auch war ich jetzt des Reisens müde. Als ich zurückkam, waren Geschwister Seeger und Bruder Knüsli angekommen von Amedschovhe. Gern wäre ich sofort an die Küste gereist, da von dort her Krankheit berichtet wurde; aber wir hatten noch manches, die Bergstation betreffend, zu be-

sprechen. So blieb ich noch über den Sonntag, und dann reiste Bruder Knüsli auch wieder mit, was gut war; denn ich fieberte auf dem ganzen Wege und dankte am 27. März abends aus vollem Herzen mit meiner guten Frau dem lieben Gott für seine gnädige Bewahrung.

Kleinere Mitteilungen.

Der Balumglaube der Eingeborenen in Kaiser-Wilhelms-Land.

Der bayrische Missionar Bamler schreibt aus Simbang bei Finschhafen betreffs der Religion der dortigen Papua: „Verhältnismäßig am allerwenigsten wissen wir von der Religion der Eingeborenen. Ich habe schon oft angefangen nach dem Balum zu fragen, allein ich kam nicht weit, oft erhielt ich gar keine Antwort, sondern nur eine Verwarnung zu schweigen, da die Frauen nicht vom Balum hören dürfen. Ich war vielleicht einmal so unvorsichtig gewesen, in Gegenwart von Frauen vom Balum zu sprechen. Selbst dann aber, wenn keine Frauen da sind, sprechen sie hierüber nur mit Widerwillen. Ich weiß nur so viel: Jeder Ort, auf dem einmal ein Dorf gestanden, hat einen Balum, häufig aber mehrere. Unser Missionsgehöfte bei Simbang war früher auch ein Dorf und hat drei Balum, Simbang selbst hat zwei. Abgebildet wird der Balum durch ein fischförmiges Stückchen Holz, auf welchem ein Menschenkopf mit einer Schlange oder sonstigen Verzierungen eingeschnitten ist. Bei Festlichkeiten wird dieses Stückchen Holz, das für gewöhnlich im Dache des Lum (Junggesellenhauses) versteckt ist, an eine 10—12 Fuß lange Schnur und diese an eine mit Federn geschmückte Bambusstange gebunden, und das Ganze herumgeschwungen, so daß es einen summenden Ton giebt. Was damit angedeutet werden soll, weiß ich nicht. Die Frauen und kleinen Kinder dürfen sich während dieser Zeit im Dorfe nicht sehen lassen. Wenn eine Frau den Balum sieht, dann kommen alle Stämme, die Bukana, Kai, Poom, Liasi u. a. zusammen und töten zunächst die Frau, danach die übrigen Bewohner des Dorfes; die Hütten werden verbrannt, die Kokospalmen abgehauen, kurz, das Dorf wird dem Erdboden gleich gemacht. Bloß die kleinen Kinder sollen gerettet werden. Die Häuptlingsfrauen indes oder angesehene Häuptlingstöchter wissen um den Balum und dürfen ihn auch sehen. Die alte Mutter vertraut ihr Geheimnis der Tochter an und diese im Alter wieder ihrer Tochter. Die Knaben werden mit dem Balum bekannt, wenn sie beschnitten werden. Was sich die Eingeborenen unter dem Balum eigentlich vorstellen, ist mir noch unklar. Wahrscheinlich stellen sie sich einen Geist darunter vor, der in der Nacht auf Nahrung ausgeht und von Menschen gesehen werden kann. Die Thätigkeit des Balum ist, wie es scheint, eine gute und schlechte zugleich. Die Simbanger sagten uns schon einmal, der Balum gebe

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena](#)

Jahr/Year: 1890

Band/Volume: [8](#)

Autor(en)/Author(s): Binetsch

Artikel/Article: [Eine Reise durch das Ewegebiet landeinwärts von der Sklavenküste. 46-56](#)